



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meyer, Ludwig: Pompejanische Spaziergänge. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

So denkt die wahre Bagabundennatur, die, von Genuß zu Begierde taumelnd, sich gegen den Ernst des kurzen, flüchtigen Erdenlebens abstumpft und dabei allmählich auf den Gipfel aller Frevel gelangt. Nach diesem wüsten Leben, das der Sträfling geführt, empfängt plötzlich Einsamkeit den Verbrecher in den fahlen Wänden seiner Zelle!

Indeß auch die Anwendung der Einzelhaft darf über eine gewisse Zeitgrenze hinaus nicht ausgedehnt werden, wenn man nicht die unleugbar guten und heilsamen Wirkungen dieser Strafart auf den Besserungsprozeß wieder in Frage stellen und außerdem große Gefahren für die geistige und leibliche Gesundheit des Gefangenen heraufbeschwören will. Das Verdienst, ein Straffsystem zum Abschluß gebracht zu haben, welches darauf Bedacht nimmt, die Vorzüge der Einzelhaft zu verwerten und ihre Nachteile zu vermeiden, gebührt dem Kapitan Walter Crofton, Mitgliede und Präsidenten des im Jahre 1853 für die Leitung des Gefängniswesens in Irland errichteten Direktorenhofs. Was andre an guten Ideen hie und da auf englischem Boden vor ihm entwickelt oder thatsächlich ausgeführt haben, verband er mit kundigem Blick und mit fester Hand zu einem einheitlichen System. Die traurigen Notstände in Irland, der über alle Beschreibung trostlose Zustand der irischen Gefängnisse, welche bis zur Mitte unsers Jahrhunderts als wahre Brutstätten verbrecherischen Lebens, sittlicher Verpestung und physischen Verderbens sich charakterisirten, worin Krankheit und Tod reiche Ernte hielten, erheischten schleunige Abhilfe. In dem Kopfe des edeln Mannes, den die Königin von England in Anerkennung seiner Verdienste zum Baronet ernannte, reifte der grundlegende Gedanke, die Sträflinge in geordnetem Stufengange allmählich von der straffsten Zucht zu äußerlicher Ungebundenheit überzuleiten und mit jedem Stadium die innern Kräfte des Widerstandes gegen das Böse zu stärken.

(Schluß folgt.)



Pompejanische Spaziergänge.

Von Ludwig Meyer.

1.



So viel auch schon über Pompeji gesagt worden, so bleibt doch immer noch viel darüber zu sagen übrig. Die Ausgrabungen dauern fort und sind ergiebig nach wie vor. Seit 1863 stehen sie unter der Leitung Fiorelli's, eines der hervorragendsten Archäologen Italiens — ein seltenes Glück, das die erfreulichsten Ergebnisse gehabt hat. Wer Pompeji seit achtzehn Jahren nicht wiedergesehen hat, den wird

das neue Aussehen, das die alte Stadt gewonnen, überraschen. Nicht bloß, daß jetzt offenbar alles besser geordnet und die Führung der Arbeiten geregelter ist; wandert man einsam durch die stillen Gassen, tritt man durch die offenen Thüren in die Häuser ein und macht so um ein völlig freigelegtes Quartier die Runde, so hat man auch den Eindruck, als sei die Illusion leichter und vollständiger, das Eindringen in das antike Leben noch bequemer geworden als früher. Diesen Fortschritt verdanken wir zum großen Teil Fiorelli und seinem Entschlusse, mit dem alten Schlendrian zu brechen und neue Methoden anzuwenden. Nicht oft genug kann betont werden, daß man sich bei diesen Ausgrabungen heute nicht mehr dasselbe Ziel setzt wie früher. Die Leute, die am 1. April 1748 die Asche, welche fast seit sieben Jahrhunderten Pompeji bedeckte, zum erstenmal von der Stelle bewegten, hatten nur eine einzige Absicht: sie wollten Kunstwerke finden, um das Museum des Königs zu bereichern. Somit kann man sich leicht denken, wie bei den damaligen Arbeiten verfahren wurde. Man grub aufs geratewohl und gleichzeitig an mehreren Stellen, wie eben die Hoffnung auf einen Glücksfall es eingab. Wurde nach oberflächlichem Suchen nichts gefunden, so gab man die angefangene Ausgrabung auf und fing irgend wo anders von vorn an. Wurde der Schutt unbequem, so warf man ihn ohne Umstände auf die schon freigelegten Häuser, die so in das Dunkel, aus welchem sie kaum erst emporgetaucht waren, wieder zurückfielen. Für die Erhaltung derjenigen Häuser aber, die etwa noch offen liegen blieben, geschah nicht das mindeste. Die Fresken, die der Übertragung in die Museen von Portici oder Neapel nicht für würdig befunden worden waren, blieben allen Unbilden des Wetters, dem Winde und der Sonne ausgesetzt, die dann gar schnell ihre Farben auslöschten. Die Mosaiken gingen unter den Schritten der Reisenden und der Arbeiter vollends zu Grunde; die Mauern bekamen Risse, barsten und stürzten zuletzt ganz ein. Wohl erhoben einige einsichtige und kenntnisreiche Männer Klage über die traurige Methode bei den Ausgrabungen; da aber diese füglich einen Ertrag von Meisterwerken gewährten, da dank ihnen das Museum von Neapel unstreitig eines der reichsten der Welt geworden war, so ließ man die Unzufriedenen reden, und ihre Proteste verhallten ungehört. Dieses barbarische System hat, obschon mit der Zeit etwas mehr Schonung Platz griff, doch im wesentlichen unverändert bis auf unsre Tage bestanden.

Mit Fiorelli ist dies anders geworden; immer von neuem hat er es in seinen Berichten ausgesprochen, daß das Hauptinteresse der Ausgrabungen von Pompeji eben Pompeji selbst sei, daß die Entdeckung von Kunstwerken erst in zweiter Linie stehe, daß es vor allem darauf ankomme, eine römische Stadt von den Toten aufzuwecken, auf daß sie uns ein Bild des antiken Lebens gebe, daß es gelte, sie ganz und gar und in ihrem geringsten Gemäuer freizulegen, wenn anders die Belehrung, die wir davon erwarten, vollständig sein soll,

daß man nicht bloß die Häuser der Reichen im Schmuck ihrer zierlichen Fresken, in ihrem köstlichen Marmorkleide, sondern auch die Wohnungen der Armen mit ihrem Alltagsgerät, ihren groben Karikaturen kennen lernen wolle. In einem solchen Plane gewann alles Bedeutung; geradezu nichts war mehr gering zu achten. So entschloß sich denn Fiorelli auch, ehe er überhaupt an die eigentliche Fortsetzung der Arbeiten ging, zu einer Revision dessen, was seine Vorgänger gethan. Überall folgte er noch einmal ihren Spuren, ließ die Mauern, die den Einsturz drohten, absteifen und stützen, richtete die schon gefallen wieder auf, schützte die Fresken und die Mosaiken; gleichzeitig beschäftigte er sich mit der endgiltigen Freilegung alles dessen, was von neuem mit Schutt bedeckt oder überhaupt noch nicht völlig ausgegraben worden war. Ein mühevolleres und dem Anschein nach wenig nutzbringendes Unternehmen! Mußte man doch darauf gefaßt sein, in einem schon einmal durchsuchten Boden nicht mehr viel neues von Wert zu finden. Um aber das Ganze der Stadt klar zu erkennen, war es notwendig, alles einzelne zu entwirren und ans Licht zu bringen. Fiorelli verzichtete demnach lange Zeit darauf, die öffentliche Meinung durch den Lärm und das Aufsehen unerwarteter Entdeckungen zu blenden.*) Er beschied sich und betrieb unentwegt und in der Stille ein mehr nützlich als glänzendes Werk. Zwölf Jahre brauchte er bis zum Abschluß der anscheinend so undankbaren Arbeit; als sie aber beendet war, lag ihre Wichtigkeit vor aller Augen. Der frühere Besucher von Pompeji wurde in jedem Augenblick durch Berge von Asche und durch ganze Schuttinseln aufgehalten, durch welche die freie Bewegung gehindert, die Straßen abgeschnitten, die Spaziergänge in der Stadt unterbrochen wurden. Selbst in der Nähe des Forums und ganz dicht bei den Theatern waren noch unausgegrabene Häuser übrig. Heute sind diese Lücken verschwunden. Der freigelegte Teil von Pompeji ist es völlig; wir haben ihn ganz, mit seinen geringsten Gäßchen, seinen mittelmäßigsten Häusern, seinen bescheidensten Läden vor Augen und sind so, wenn wir ihn durchwandern, imstande, uns von dem antiken Leben eine wahrere und vollständigere Vorstellung zu machen. Wir müssen anerkennen, daß dieses Ergebnis es wohl verdiente, durch ein paar Jahre hartnäckiger Arbeit erkauft zu werden.

*) Es darf indessen nicht vergessen werden, daß die Idee, die hohlen Räume, welche die Leichen der Pompejaner bei ihrer Zersetzung zurückließen, mit Gips auszugießen, Fiorelli verdankt wird. Gelingt die Operation, so giebt der Gips genau das Abbild des Toten. Die auf Pompeji gefallene heiße Asche hat nach ihrem Erkalten die Umrisse aller von ihr eingehüllten Gegenstände wie eine Gußform konservirt. So war es möglich, in dem kleinen Museum am Eingange der Stadt eine Reihe von Personen zu sammeln, die so wiedergegeben sind, wie sie waren, als der Tod sie überraschte: die einen kämpfen vergebens gegen ihn an, die andern ergeben sich ohne Widerstand. Es ist ein ergreifender Anblick und eine der größten Merkwürdigkeiten Pompejis.

Durch dieses geduldige und peinlich sorgfältige Vorgehen ist nun Fiorelli zu einigen merkwürdigen Entdeckungen geführt worden, von denen hier ein Wort gesagt werden mag. Pompeji macht auf den ersten Anblick den Eindruck einer neuen und improvisirten Stadt. Alles erscheint gleichartig und gleichartig. Bekanntlich schritt man nach dem Erdbeben des Jahres 63, durch welches die Stadt schweren Schaden litt, zu ihrem Wiederaufbau, und diese Arbeit war weit vorgeschritten, als sechzehn Jahre später der Vesuv sie begrub. Es war die Zeit des Nero, eines Kunstfreundes von schrecklicher Art, der von rasender Lust am Bauen erfüllt war, alles erneuern wollte und — so hieß es — Rom in Brand steckte, nur um das Vergnügen zu haben, es in modernem Stil wieder aufzubauen. Die Tollheiten des Herrschers, auch wenn dieser Herrscher Nero hieß, waren im ganzen Reiche maßgebend wie Gesetze: als die Pompejaner ihre Stadt herzustellen hatten, benutzten sie diese Gelegenheit zu völliger Veränderung und Verjüngung. Die Tempel wurden vergrößert, die alten Gebäude mit neuen Fassaden geschmückt, die Wände mit Stuck bekleidet und mit Marmor ausgelegt, die Tuffpfeiler durch Säulen aus Travertin ersetzt. Diese Neubauten sind es vor allem, die heute ins Auge fallen; schnell schreiten die Besucher vorüber, und so bemerken sie nur die Bekleidung aus Stuck oder Marmor, nur die feierlichen, zu Neros Zeit hastig errichteten Fassaden; daß aber die neuen Bauten alte Fundamente bedeckt haben, ohne dieselben zu zerstören, dies zu sehen haben sie keine Zeit. Fiorelli, der überhaupt alles genauer betrachtet hat, ist auch bis zu diesen festen Unterschichten vorgedrungen, die das Erdbeben überlebt und dem Ausbruch des Vesubs widerstanden haben. Unter der Stadt des ersten Jahrhunderts findet er wenigstens zwei ältere Niederlassungen wieder, deren Geschichte er uns in ihren Umrissen entwirft. Die älteste geht auf das sechste Jahrhundert vor Christo zurück: damals ergriffen einige Familien, die, man weiß nicht woher gekommen waren, Besitz von dem Boden zwischen Sarnus und Meer. Dieses Gebiet umschlossen sie mit Mauern aus gewaltigen Blöcken, welche sie aus den nahen Bergen holten und ohne Mörtel aufeinanderstichteten. In diesem Raume, der für sie zu groß war, ließen sich die neuen Einwohner bequem nieder. Ihre Häuser, deren Grundmauern noch vorhanden sind, bestanden nur aus einem offenen Hofe, um welchen ringsum die Gemächer angeordnet waren. Jedes Haus lag inmitten eines kleinen, von der Familie bewirtschafteten Erbgrundes (*heredium*). Die Stadt war also damals keine bloße Anhäufung von dicht bei einander stehenden Häusern, sondern eine Gemeinde von Familien, die im Schutze einer gemeinsamen Mauer auf ihren Landsitzen lebten. *) Zwei Jahrhunderte später kamen die Samniten, ein begabtes, gefittetes

*) Fiorelli hat seine Ansichten über die Anfänge und die Geschichte Pompejis in der Einleitung zu seiner *Descrizione di Pompei* (Napoli, 1875) niedergelegt. Hierauf bezügliche Erörterungen und Ergänzungen finden sich bei Nissen (*Pompejanische Studien zur Städtekunde des Altertums*, Leipzig 1877) und bei Mau (*Pompejanische Beiträge*, Berlin 1879).

Volk, welches sich schnell für die Künste Griechenlands gewinnen ließ. Sie erbauten eine wirkliche Stadt mit sehr schönen Monumenten; einzelne von ihnen sind noch vorhanden und zeigen die Inschriften, welche die Behörden darauf anbringen ließen. Zu jener Zeit erstieg Pompeji eine hohe Stufe des Reichthums und der Kultur. Viel eifriger, als Rom es damals wagte, ahmte Pompeji den Griechen nach. So besaß es eine Ringschule, in welcher sich die jungen Männer wie in Sparta oder Athen zu gymnastischen Übungen versammelten; zu einer Zeit, wo die Römer erst noch bloße Bretterbühnen bauten, welche die darauf gegebenen Schauspiele nicht überlebten, hatte Pompeji bereits ein steinernes Theater; der Isis, die in Rom offiziell erst unter den Flavieren Eingang fand, errichtete es ganz offen einen Tempel. Damals also und lange, ehe sie römisch geworden, hat dort griechische Gesittung so tiefe Wurzel geschlagen. Der Umstand, daß die kleine Stadt so gern vom Auslande mancherlei entlehnte, hinderte sie durchaus nicht, eifrig über ihre Unabhängigkeit zu wachen. Im Bundesgenossenkriege verteidigte sie dieselbe mutig gegen die Römer, und Sulla bezwang sie nur mit großer Mühe. Nach ihrer Unterwerfung sandte er drei Veteranenkohorten mit ihren Familien hin und machte aus der Stadt eine Kolonie, die seinen Namen trug (Colonia Cornelia). Ihr Gedeihen hatte unter der neuen Herrschaft, in die sie sich gutwillig fügte, nicht zu leiden. Wenig später sagt Cicero in seinem Lobe Campaniens, die Städte seien dort so schön, so reich, so gut gebaut, daß ihre Bewohner ein Recht hätten, über die armen alten Gemeinden von Latium zu spotten, und unter diesen schönen Städten, auf welche die Latiner eifersüchtig sein müßten, nennt er Pompeji.*)

Seitdem Fiorellis einleitende Arbeiten beendet sind und seit wir einen genauern und vollständign Plan der bisher ausgegrabenen Quartiere besitzen, können wir besser als früher erkennen, daß die Stadt regelmäßig angelegt ist, daß die Straßen im allgemeinen geradlinig sind und sich rechtwinklig schneiden. Es ist nicht anzunehmen, daß die Architekten, welche Pompeji nach seinem ersten Mißgeschick wieder aufbauten, diese Regelmäßigkeit neu einführten. Fiorelli glaubt, daß dieselbe schon in der ursprünglichen Ansiedelung vorhanden gewesen sei. Die alten Italiker, die sich zuerst an den Ufern des Sarnus niederließen, hatten eine besondere Art ihre Städte anzulegen und erbauten sie in der Regel nach demselben Grundplane. Nach Errichtung der Ringmauer zogen sie zwei lothrecht einander schneidende Linien, die eine von Nord nach Süd, *cardo* genannt, die andere von Ost nach West, der *decumanus*. Dies waren die beiden Hauptstraßen, von welchen sich dann später alle übrigen abzweigten. Der *decumanus* und der *cardo* sind in Pompeji noch sichtbar. Da wir ihre Richtung sehen und da es feststeht, daß diese in den freigelegten Stadtvierteln beobachtete Regelmäßigkeit sich auch in den übrigen wiederfand, sind wir imstande, uns nach

*) Cicero, *De lege agrar.* II, 35. *Herculaneum* wird hier nicht genannt.

dem Teile, den wir kennen, auch von dem Reste, den wir noch nicht kennen, eine Vorstellung zu machen. So konnte Fiorelli es dreist wagen, eine Art Plan der ganzen Stadt zu entwerfen. Er teilte sie nach Maßgabe der Terrainausbildung und der Richtung der Straßen in neun Quartiere oder, wie die Römer sich ausdrückten, in neun Regionen. Von diesen neun Regionen sind drei völlig aufgedeckt, drei noch völlig unberührt, die übrigen drei nur zu einem geringen Teile bekannt. Demnach bleibt also etwas mehr als die Hälfte von Pompeji noch freizulegen. Dieses Gebiet auszugraben ist man zur Zeit aufs eifrigste beschäftigt. *)

Thut man aber überhaupt recht daran? War es nicht, statt hier neue Ausgrabungen zu unternehmen, besser, haltzumachen und einen so bedeutenden Kraftaufwand mühevoller Nachforschung lieber an ein neueres und reicheres Terrain zu wenden? Diese Frage hat einst der französische Altertumsforscher Beulé in einem seiner besten Bücher **) mit großem Nachdruck bejaht. Aber Beulé war noch mehr Kunstfreund als Archäolog. Dunkle Funde, die nur dazu beitragen, ein geschichtliches Problem zu lösen und die Vergangenheit mehr zu beleben, machten ihm weit weniger Freude als die Entdeckung jener Bildsäulen, Mosaiken, Frieze, die seinen feinen Geschmack entzückten. Nun erinnerte er sich, daß man jedesmal bei Nachgrabungen unterhalb Porticis in den Tiefen, wo Herculaneum versteckt liegt, bewundernswerte Kunstwerke gefunden hatte. „Dort also, sagte er, muß man suchen: auf diese unberührten Ruinen, welche so große Schätze versprechen, muß man alle Anstrengungen und Mittel konzentrieren.“ Und mit dem glühenden Eifer, mit welchem er stets für seine Ansichten Propaganda machte, forderte er alle Freunde der Kunst, alle reichen Liebhaber Europas auf, sich zu vereinigen, um die Kosten dieser fruchtbaren Ausgrabungen zu bestreiten.

Wenn dieser Aufruf einmal Gehör findet, wenn die Bankiers und die Antiquare Fiorelli zur Wiederaufnahme der kostspieligen Arbeiten in Herculaneum in den Stand setzen, so wird er, glaube ich, diese großmütige Spende sehr gern annehmen und sich glücklich schätzen, einen Teil seiner Arbeiter dorthin dirigiren zu können. ***) Aber auch in diesem Falle ist stark zu bezweifeln, daß er des-

*) Nach Ruggiero betrug die Gesamtoberfläche von Pompeji etwa 662 000 Qu.-Meter; davon waren bis 1880 264 424 Qu.-Meter ausgegraben.

**) *Le Drame du Vésuve*, Paris 1872, S. 243.

***) Vor kaum vier Jahren wurde die öffentliche Aufmerksamkeit wieder einmal ziemlich unerwartet auf die Ausgrabungen von Herculaneum gelenkt. Im September 1879 feierte man in Pompeji eine Art Jahrestag der Katastrophe, welche im Jahre 79, achtzehnhundert Jahre früher, sich ereignet hatte. Bei dieser Gelegenheit veröffentlichte die Direktion der Ausgrabungen einen Band Abhandlungen und Notizen unter dem Titel: *Pompei o la regione sotterrata dal Vesuvio nell' anno LXXIX*. Unter diesen Abhandlungen befindet sich auch eine sehr interessante von Comparetti über die Villa in Herculaneum, in welcher die berühmten lateinischen und griechischen Papyrus entdeckt wurden. Ihr Eigentümer war nach C. der reiche L. Piso Caesoninus, der Schwiegervater des Caesar. Bekannt ist, daß diese Villa

halb Pompeji, das heißt den vielleicht bescheidenen, aber sichern und leichten Erfolg, gänzlich aufgeben und sich dafür neuen Schwierigkeiten und Zufällen aussetzen sollte. Weshalb auch sollte er sich dazu verstehen? Welcher Grund könnte eine solche Preisgebung rechtfertigen? Pompeji, meint Beulé, hat so ziemlich alles hergegeben, was man von ihm erwarten darf. In dieser neuen, in sechzehn Jahren von denselben Künstlern wieder aufgebauten und ausgeschmückten Stadt ist alles einander ähnlich. Selbst wenn man annimmt, daß die Ausgrabungen in Zukunft ebenso glücklich sind wie in der Vergangenheit, wird man hier doch immer nur dasselbe, aus den gleichen Materialien errichtete, auf die gleiche Art disponirte Haus finden: mit seinem Atrium und seinem Peristyl, seinen Räumen für die Herren und für die Sklaven, seinen theils für die Intimität des Familienlebens, theils für den Empfang der Gäste bestimmten Gemächern. Überdies wird man nach Beulé dieses so oft studirte, kunstreiche Haus, wo man immer irgend ein kostbares Stück zu entdecken hoffen durfte, garnicht einmal mehr finden. Die reichen Quartiere, die das Forum und das Theater umgaben, sind ausgegraben; wir müssen darauf gefaßt sein, kaum noch auf etwas andres zu stoßen als auf die Wohnungen der Armen: lohnt es der Mühe, sich um solcher Hütten willen in Kosten zu stürzen?

Fiorelli konnte darauf antworten, daß diese Hütten denn doch auch *ihr* Interesse haben. Die reichen Klassen des Altertums sind uns genügend bekannt: von ihnen vornehmlich erzählt uns die Literatur, von ihrem Denken, ihrem Leben berichtet sie uns. Um die Armen dagegen haben sich weder Dichter noch Geschichtschreiber viel bekümmert. Welchen Dienst würde uns Pompeji leisten, wenn es uns eine Art lebendes Bild der Volksklassen des römischen Kaiserreichs vor Augen führte! Wenn man also auch sicher wäre, daß nur noch Wohnungen der Armen übrig sind, so wäre dies noch lange kein Grund, die Ausgrabungen einzustellen. Aber diese Vorhersagung Beulés hat sich nicht einmal bewahrheitet. Nach wie vor sind in den neuen Quartieren von Pompeji ebenso viele geschmackvolle Häuser gefunden worden wie in den alten, und in den wenigen Jahren hat man ebenso merkwürdige Entdeckungen gemacht wie früher. Denen, die sich der Meinung zuneigen, daß Pompeji ein erschöpftes Bergwerk sei, und die zu fürchten scheinen, es möchte die darauf verwendete Mühe nicht

eine Fülle der prächtigsten Kunstwerke barg; auch die schönsten Bronzestützen, heute die Zierden des Museums von Neapel, wurden hier gefunden. In einer andern Abhandlung, gleich hinter Comparettis Aufsatz, prüft de Petra die Berichte der Ingenieure, welche im Jahre 1750 die dortigen Ausgrabungen leiteten, und weist nach, daß damals nur ein Teil der Villa freigelegt wurde, sodaß man also, wenn man heute die Arbeiten fortsetzte, einige Aussichten auf eine ebenso schöne Ernte hätte. Die Hoffnung, eine Statue von Marmor oder Bronze wie den Aeschines oder den trunkenen Faun zu finden, ist — das muß man gestehen — verführerisch genug, um die Wiederaufnahme der höchst bedauerlicher Weise abgebrochenen Ausgrabungen wünschenswert zu machen.

mehr belohnen, kann man gar nicht besser antworten als durch den mit ein paar Beispielen leicht zu führenden Nachweis, daß die letzten Ausgrabungen nicht minder glücklich gewesen sind als die ältern.

Zunächst fanden sich immer von neuem interessante Malereien; fast kein Haus giebt es, worin nicht irgend eine solche vorhanden wäre. Schon das Verzeichnis, welches Sogliano von allen während der zwölf Jahre von 1867—1879 entdeckten Wandgemälden anfertigte, zählt über 800 Nummern, darunter eine ganze Reihe höchst wertvoller Stücke.*) Ich muß mich hier auf das wesentlichste beschränken und nenne deshalb nur das Orpheusfresko, nicht weil es merkwürdiger ist als andres, sondern weil man in einer der Christenkatakomben zu Rom ein ganz ähnliches gefunden hat. Die beiden Bilder unterscheiden sich von einander fast nur durch ihre Größe. Das Gemälde aus Pompeji mißt fast $2\frac{1}{2}$ Meter. So ist hier alles einzelne mehr ausgeführt und besser sichtbar als in dem kleineren, von der Zeit stark mitgenommenen Katakombenbilde; aber im ganzen stimmen sie überein. Orpheus ist sitzend dargestellt; ein leichter Mantel fällt ihm von den Schultern auf die Kniee nieder, mit dem Plectrum rührt er die neunseitige Leier. Ihm zu Füßen hat der Maler von Pompeji Tiere von mannigfacher Art versammelt: einen Löwen, einen Panther, einen Tiger, einen Eber, einen Hirsch und einen Hasen; weiterhin sind Bäume und Felsen, die der Zauber seiner Stimme herbeizieht, und ein Bach, der, um ihm länger zuzuhören, seinen Lauf unterbricht. Der christliche Künstler hat alle diese Tiere weggelassen und sie durch zwei Schafe ersetzt; unzweifelhaft wollte er an den Guten Hirten erinnern, der in den ersten Zeiten der Kirche das gewöhnliche, sozusagen offizielle Abbild Christi war. Im ganzen aber hat er das heidnische Fresko reproduziert. Er konnte dies unbedenklich thun: diese schöne, ernste und sanfte Gestalt, die nur mit dem Thema ihrer Gefänge beschäftigt scheint, ohne die sonderbaren Wirkungen derselben zu bemerken, hat schon an sich etwas Religiöses. Das Christentum brauchte nichts daran zu ändern, um sie seinem Gottesdienst und seinen Glaubenssätzen anzupassen; so hat es denn nicht gezögert, Christus in der Gestalt darzustellen, welche die Heiden dem thrakischen Sänger gegeben hatten. Die Vergleichung des Orpheus von Pompeji mit dem der Katakomben zeigt uns ganz handgreiflich, mit welcher Leichtigkeit von der werdenden Kirche die antiken Typen entlehnt wurden, und eine wie große Rolle in der Frühzeit der christlichen Kunst die Nachahmung der griechischen Vorbilder spielte.

Etwas länger müssen wir bei einer sehr merkwürdigen und ganz unerhofften Entdeckung verweilen, welche im Hause des Bankiers L. Caecilius Tuncundus gemacht wurde. Auf den ersten Anblick unterscheidet sich dieses Haus nicht sehr bedeutend von den übrigen, vielmehr liegt es in einer ziemlich engen

*) Soglianos Arbeit befindet sich gleichfalls in dem oben angeführten, zum Jahrestage der Zerstörung von Pompeji herausgegebenen Werke.

Grenzboten II. 1883.

Straße und sieht von dort bescheiden genug aus. Auf äußerlichkeiten gab Suetonius nicht viel; vielleicht war es ihm, als einem vorsichtigen Manne, sogar lieb, daß er sein Vermögen nicht allzusehr zur Schau stellte. Treten wir aber in das Haus ein, so merken wir bald, daß wir bei einem reichen Manne sind. Den Empfangssaal schmückten mythologische Gemälde; im Peristyl ist eine große Jagd dargestellt. Diese Malerei ist jedoch nicht das merkwürdigste, was das Peristyl barg: beim Nachgraben über einer Thüröffnung, an ganz gut versteckter Stelle, fand man die Rechnungsbücher des pompejanischen Bankiers.

Das war eine große Neuigkeit; denn Bücher scheinen in Pompeji sehr selten gewesen zu sein. Während in Herculaneum, von welcher Stadt wir doch nur wenige Häuser kennen, fast auf den ersten Schlag eine Bibliothek entdeckt wurde, war in Pompeji in der ganzen langen Ausgrabungszeit von über hundert Jahren noch kein Buchstäbchen, keine Papyrusrolle, kein Buch auf Pergament, keine Bibliothek, kein Archiv irgend welcher Art gefunden worden. Dieser Umstand ist nicht leicht zu erklären.*) Gewiß war Pompeji kein Ort zum Studiren, und viele Gelehrte wird es dort kaum gegeben haben; aber selbst in Vergnügungstädten sind doch auch gewisse Bücher am Platze. Wenn heutzutage eine unsrer herrlichen Stationen an der See oder einer unsrer schönen Thermalbadeorte, die man gleichfalls nicht aussucht, um sich zu langweilen, von einer plötzlichen Sturmflut verschlungen würde — ich glaube, man fände, nachdem sich die Wasser verlaufen hätten, zwar nicht viele wissenschaftliche Bücher, aber doch eine ganz hübsche Sammlung von Romanen oder Zeitungen. Auch wenn wir annehmen, daß es in Pompeji keine philosophischen Werke gab wie in Herculaneum, so müssen doch wenigstens die Dichter, welche die Liebe befangen, dort gelesen worden sein; finden sich doch ihre Verse überall auf die Wände gekritzelt. So scheint es, daß man längst ein paar Exemplare der Elegien des Propertius oder der Liebeskunst des Ovid hätte entdecken müssen; aber es ist alles verloren gegangen. Das einzige Anzeichen, welches darauf schließen läßt, daß die Pompejaner manchmal Bücher kauften und daß sie demnach auch bei sich zu Hause solche besaßen, ist das Aushängeschild eines Buchladens nahe bei dem Stabianer Thore. An dem Geschäft scheinen vier Associés beteiligt gewesen zu sein. Wenn aber der Laden erhalten ist, so sind die Bücher leider verschwunden. Man kann sich also leicht die Freude der Entdeckung vorstellen, als sie sich am 3. Juli 1875 überzeugten, daß sie, wenn es auch keine wirkliche Bibliothek war, doch einen Fund gemacht hatten, den man das Portefeuille des Bankiers Suetonius nennen kann.

Es war eine ziemlich große Kiste. Sie stand in einer Art Nische oberhalb

*) Die wahrscheinlichste Erklärung ist noch, daß die heiße Asche, welche Pompeji begrub, die Papyrus verzehrt hat, während sie von dem Schlammstrom, der sich über Herculaneum ergoß und sich dort bis zu 20 Meter Höhe aufstaut, gerade konserviert wurden.

einer Thür und enthielt eine große Anzahl jener Täfelchen (*tabulae*), auf welchen die Römer das Konzept ihrer Geschäftspapiere, kleine unwichtige Billets, den ersten Entwurf der Werke, die sie verfaßten, kurz alle ihre laufenden Schreibereien verzeichneten, während Pergament und Papyrus denjenigen Schriften vorbehalten blieb, welche sie dauernd aufbewahren wollten. Diese Täfelchen bestanden in der Regel aus zwei bis drei dünnen hölzernen Brettchen, die wie die Deckel eines Buches miteinander verbunden und innen mit einer leichten Schicht von Wachs überzogen waren; auf diesem Wachs wurde mit einem kleinen eisernen Griffel geschrieben. Ein so schwacher, so zarter, so wenig für lange Dauer geschaffener Stoff hat hier alle möglichen Unfälle, denen Marmor und Eisen kaum zu widerstehen vermochten, glücklich überlebt! Wir fragen uns, durch welches Wunder mitten in einer plötzlich erstickten und verschlungenen Stadt, unter dem alle Häuser bedeckenden Stein- und Aschenregen, dieses Holz und dieses Wachs der Vernichtung entgehen konnten, und noch größer ist unser Staunen darüber, daß diese Stoffe nach der schrecklichen Katastrophe achtzehn Jahrhunderte der Finsternis und Feuchtigkeit zu überstehen vermochten, ohne völlig zu Grunde zu gehen. Als man sie fand, bildeten sie nur noch ein Gefüge calcinirter Kohle, und kaum wurden sie von den Strahlen der Sonne berührt, die sie seit achtzehnhundert Jahren nicht gesehen, da bekamen sie zusehends überall Risse und zerfielen an der Luft in kleine Stücke. Es bedurfte unendlicher Vorsicht, um diese kostbaren Überreste nach Neapel zu schaffen; dort, wo in eigens dazu bestimmten Ateliers das Aufrollen und Lesen der Papyrus von Herculaneum mit bewundernswerter Geduld ausgeführt wird, ging man daran, die Täfelchen von einander zu trennen, die zerstreuten Stücke zusammenzufügen, sie zu öffnen, endlich, falls glücklicherweise das Wachs nicht geschmolzen war, die von dem eisernen Griffel darauf zurückgelassenen Spuren zu entziffern. Im ganzen war der Erfolg größer als man gehofft hatte — dank dem Geschick und der Gelehrsamkeit de Petras, des Direktors des Museums zu Neapel, welcher die Arbeit überwachte und nach ihrer Beendigung zuerst ihre Ergebnisse veröffentlichte.*)

Entsprechen diese Ergebnisse der Mühe, die sie gekostet haben? — Es muß bemerkt werden, daß auf Entdeckungen dieser Art fast immer eine Enttäuschung gefolgt ist. Man erwartet von vornherein zu viel; so ist es natürlich, daß die Wirklichkeit nicht auf der Höhe der Hoffnungen steht. Die Kiste des Lucundus enthielt 132 für ihn ausgestellte Quittungen; davon sind 127 ganz oder teilweise entziffert worden. Fast alle diese Quittungen (116 von 127) beziehen sich auf Versteigerungen und machen uns mit dem Mechanismus dieser Art von

*) De Petras Denkschrift, betitelt *Lo Tavolette cerate di Pompei* erschien zuerst in der Sammlung der Akademie der Lincei. Seitdem hat Mommsen in einer wichtigen Abhandlung im *Hermes* (XII, S. 88) die Täfelchen besonders vom juristischen Standpunkt aus studirt. Vgl. auch Caillemier in der *Revue historique de droit français* (Juli 1877).

Verkäufen vollends bekannt. Die Versteigerung (*auctio*), deren wir uns heute bedienen, um uns unsrer Bücher, Möbel, Bilder zu entledigen, war bei den Römern anfangs nur bei Zwangsverkäufen, das heißt bei denjenigen, welche der Staat mit den Gütern der Verurteilten oder ein Gläubiger mit den Habseligkeiten seines Schuldners vornahm, üblich gewesen, dann aber zuletzt auch bei andern Verkäufen in Anwendung gekommen. Diese Art des Verkaufs war so allgemein geworden, daß die Wörter *auctionari* oder *auctionem facere* als einfache Synonyma von *vendere* galten. In den bedeutenderen Städten gab es große, eigens dafür erbaute Säle mit Höfen und Säulenhallen, die *atria auctionaria*. Der Leiter der Versteigerung — wir würden heute sagen der Auktionskommissar — mußte sich auf Buchhaltung und auf die Abfassung eines ordnungsmäßigen Protokolls verstehen; so versah denn auch häufig ein Bankier von Beruf diese Funktion. In Pompeji war damit *Caecilius Tuncundus* betraut. Der Vorsitz eines Bankiers bot noch einen andern Vorteil: wenn der Käufer, der die Kaufsumme sofort entrichten mußte, dieselbe nicht gleich zu seiner Verfügung hatte, so schoß der Bankier sie ihm vor. Er machte also bei Geschäften dieser Art einen zweifachen Gewinn: erstens an der Provision, die er von der gesamten Verkaufssumme vorweg abzog, um sich für seine Mühe bezahlt zu machen, und dann an den Zinsen, die er für das Darlehen vom Käufer forderte. Unsere Täfelchen sind, abgesehen von ein paar unbedeutenden Abweichungen, sämtlich gleichlautend abgefaßt und enthalten die Quittung des Verkäufers für den Bankier, der das baare Kaufgeld liefert und den wirklichen Käufer als dessen Vermittler vertritt. Diese Stücke sind besonders für Juristen interessant; andre, leider nur gar zu wenige, höchstens zehn, geben uns über die Finanzen der römischen Municipien und über die Art, wie dieselben ihre Besitzungen verwalteten, merkwürdige Aufschlüsse. Sie sind vom Schatzmeister der Stadt unterzeichnet und lassen erkennen, daß sich *Caecilius Tuncundus* mit seinem Gewinn aus den Versteigerungen nicht begnügte, sondern sich auch noch mit der Verwaltung des Gemeindebesitzes befaßte. So hatte er Weideland, ein Feld und eine Walkere Werkstatt, die dem Municipium gehörten, in Pacht genommen; vielleicht verpachtete er sie weiter oder bewirtschaftete sie auch selbst. Dies sind also die Operationen, durch welche sich damals der Bankier einer kleinen Stadt bereicherte. Die Quittungen des *Tunius* stellen uns eine Profession, die wir bisher kaum kannten, lebendig vor Augen. Sie sind folglich nicht ohne Bedeutung; vor allem aber haben sie die fast schon aufgegebene Hoffnung der gelehrten Welt, in den Ruinen von Pompeji doch noch eines Tages eine Bibliothek oder wenigstens ein Archiv zu entdecken, das ein wenig reicher und literarisch wertvoller ist als das des Bankiers *Tuncundus*, neu belebt.

Dem Hause des Bankiers gegenüber hat man eine *fullonica*, das heißt die Werkstatt eines Tuchwalkers, freigelegt. Man kannte bereits mehrere derartige Etablissements, besonders eines, welches deshalb berühmt ist, weil es

interessante Malereien enthielt, in denen alle Verrichtungen dieses Gewerbes sehr geschickt und lebendig dargestellt waren. Dieses letztere war damals von großer Wichtigkeit. Alle römischen Bürger, die sich selbst achteten, in der Hauptstadt wie in den Provinzen, trugen die Toga: sie war das feine Kleid, das offizielle und festliche Gewand; sie charakterisirte und unterschied von den andern die Herren der Welt: *Romanos rerum dominos gentemque togatam*. Wenn indessen die majestätische Weite der Toga, ihr geschmackvoller Faltenwurf, ihr strahlendes Weiß, besonders wenn dieses noch durch einen Purpurfaum gehoben wurde, eines der schönsten Gewandstücke aus ihr machten, die überhaupt jemals von Menschen getragen wurden, so hatte sie dafür den doppelten Nachtheil, daß sie unbequem war und leicht schmutzte. Sollte sie sauber sein und ihrem Träger Ehre machen, so schickte man sie zum Walker. Dort warf man sie zuerst in Bottiche, die mit Wasser, Kreide und andern Ingrezienzen gefüllt waren. Dann wurde sie gewaschen, und zwar nicht, wie heute geschieht, durch Pressen mit den Händen, sondern durch Walken mit den Füßen. Der hiermit beschäftigte Arbeiter führte in dem Bottich eine Art dreitaktiger Bewegung (*tripodium*) aus, ähnlich wie der Winzer beim Stampfen der Trauben. Merkwürdigerweise war das *tripodium* zu dem nationalen und religiösen Tanze der alten Römer geworden; ihn tanzten die Arvalbrüder, indem sie dazu jenes Lied an die Hausgötter, die Laren, sangen, das ein Zufall uns erhalten hat, oder die Salier, wenn sie im Monat März, mit ihrem kurzen Schwerte auf den ehernen Schild schlagend, die Straßen Roms durchheilten. War das Zeug so gewaschen, so hing man es an ein Gestell aus Weidenruten, wo es den Ausdünstungen des Schwefels ausgesetzt war; dann wurde es gestreckt, mit einer langen Bürste gestrichen und endlich unter eine Presse gebracht, die den bei der Weinlese benutzten Keltern ähnlich war. Je mehr es darin zusammengepreßt wurde, umso weißer und glänzender ging es aus derselben hervor.*) Zu diesen mannichfaltigen Verrichtungen war ein geräumiges Lokal und zahlreiches Personal erforderlich. Walker gab es also sehr viele in den antiken Städten. Sie galten für lustige Leute, die an lärmendem Spaß und an heiterer Rede Geschmack fanden; so hat sich denn auch mit ihnen die populäre römische Komödie mit Vorliebe beschäftigt und sie gern auf die Bühne gebracht. Das Schauspiel der müßigen und allerlei Kurzweil treibenden Walker (*fullones feriatii*) erheiterte das Volk ungemein. Die Entdeckung der neuen Fullonica beweist nun, daß die Walker von Pompeji denen von Rom ganz ähnlich waren. Auf der Wand

*) In der neuen Fullonica ist der Raum, der den Arbeitern als Werkstatt diente, wunderbar gut erhalten. Man meint, die Arbeit habe eben erst aufgehört; die Bassins für die Wäsche sind unverfehrt, und es scheint, als müßte aus den noch an Ort und Stelle befindlichen eisernen Hähnen gleich wieder das Wasser des Sarnus fließen und sie füllen. In einer Ecke steht ein Thongefäß; darin sahen wir noch die kreidige Masse, die man am Tage der Eruption oder kurz vorher hineingethan hatte.

des Porticus, wo die Wolle gewaschen wurde, fand man die Überreste einer großen Malerei, die leider stark beschädigt ist, aber mit viel komischer Verve angelegt scheint. Sie stellte, so nimmt man an, das Fest der Minerva (quin-quatrus) dar, welches zugleich auch das Fest der Walfer war. Wir sehen dort Leute abgebildet, die sich dem Vergnügen mit solchem Übermut hingeben, daß ihre Spiele manchmal mit Schlägen enden: ein Mann, den sie bis aufs Blut durchgeprügelt haben, begiebt sich eben zum Richter, um seine Klage anzubringen. Aber die heitern Szenen überwiegen: wir finden Tänze, Feste, in denen die Gäste mit grotesken, selbst mit unanständigen Geberden abgebildet sind. Die Freiheit des Pinsels erinnert uns daran, daß wir hier in dem Lande sind, wo die Atellanen, die römische Volkskomödie, erfunden wurden.

Es ist bemerkenswert, daß die neue Tullonica, das Haus des Tullius und das andre mit dem Orpheus ganz nahe bei einander liegen. Wenn es möglich gewesen ist, an einer einzigen Stelle der Stadt, fast auf einmal, so viel Interessantes zu finden, ist dann nicht der Schluß berechtigt, daß man wohl daran thut, die Arbeiten fortzusetzen, und daß wir bei regelmäßiger Förderung derselben noch glücklicherer Ergebnisse gewärtig sein dürfen?



Zur Kenntnis des gelehrten Handwerks.



vor zwei Jahren setzte ein Petersburger Kaufmann namens Julius Gillis einen Preis von tausend Gulden aus für „die beste Popularisierung des wichtigsten Lehrsatzes Kants von der Idealität von Zeit und Raum.“ Das Programm wurde im Dezember 1880 durch das Literatur-Institut von E. Laft in Wien ausgegeben. Zu Preisrichtern wurden ernannt: W. Wundt und M. Heinze in Leipzig und E. Laas in Straßburg, o. ö. Professoren der Philosophie, und diese Gelehrten nahmen das Preisrichteramt an. Am 18. Oktober 1882 haben sie den ausgesetzten Preis an Dr. Kurd Laßwitz in Gotha vergeben für die Schrift: „Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit,“ die kürzlich in der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin im Druck erschienen ist. Ihr Urteil lautet: „Die Arbeit ist zunächst populär geschrieben. Sodann ist die geforderte Widerlegung des Materialismus in feiner und gründlicher Weise durchgeführt. Ferner hat der Verfasser auch die beiden in 2. und 3. des Preisausschreibens gestellten Aufgaben in zweckentsprechender Weise gelöst. Er hält seine Schrift trotz mancher leicht bemerkbaren Abweichungen von Kant doch im Geiste Kants —